Der Mann mit dem Privileg

Autor(en): **Otfried, Herrmann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 34

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643620

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Herrgott, ich will doch nicht Ihre Knochen zusammenlesen und nach Tübingen senden." Aus Fenners Stimme sprach aber mehr der Schrecken als der Humor.

Dann brachte er den Gestürzten auf die Beine. „Können Sie stehen?"

„Es geht — es geht! Ich habe wohl bloß den Fuß verstaucht!" stöhnte Landsiedel und verbiß den Schmerz, obgleich er das Gefühl hatte, Kopf, Rippen und Beine seien ihm zerschlagen.

„Da trinken Sie einen Kognak!"

Der Trank kam nicht zu früh; Heinrich wäre sonst ohnmächtig zusammengebrochen. Fenner legte seinen mächtigen Rucksack ab. Da ihm das schwache Mondlicht nicht genügte, schlug er in seiner Taschenlaterne Feuer und betastete Heinrich von Kopf bis zu Fuß. „Im Hinterkopf haben Sie ein Loch, überhaupt wohl da und dort Quetschungen; aber gebrochen ist nichts. Das Schlimmste ist wohl der verstauchte Fuß! Von Glück können Sie sagen, daß Sie ein so starkes Gewand tragen; das hat manchen Hieb und Stoß gemildert; es sieht aber auch danach aus! Ihren Hut und Ihren Ranzen will ich nachher suchen!"

Der Ingenieur kniete zu seinem Rucksack hin, wühlte daraus manches in ein ausgebreitetes Tuch, schob den Sack an einen Block hin und sagte mehr zu sich als zu seinem Begleiter: „Der Sack kann hier bis morgen bleiben!"

„Nun, Landsiedel, machen wir Huckepack — schlingen Sie die Arme fest um meinen Hals." Er setzte sich vor ihm in den Schnee.

„Sie können mich doch nicht über die Felsen aufwärts tragen!"

„Nein, aber abwärts — Sie eignen sich nicht zum Ingenieurgehilfen!"

Mechanisch gehorchte der Verletzte. Dabei kam ihm die Erinnerung, daß ihn der Vater auch ein paarmal, wenn sie spät von einem Ausflug in die Mühle zurückkehrten, so durch die Nacht getragen habe. Im übrigen war er des Denkens unfähig. Er merkte nicht einmal, wie steil Fenner den Weg abwärts nahm; doch hörte er, wie der Ingenieur sagte: „Da sind wir wieder am Paß. Bis ich wiederkomme, verhalten Sie sich ruhig; ich gehe jetzt Ihren Ranzen suchen; ich vermute, wo er sein mag!"

Er legte den Verletzten in den Schnee.

Die Kälte brachte Landsiedel zur Besinnung, wenigstens auf den Gedanken, daß er durch den neuen Unfall in eine furchtbare Lage geraten sei. Eine wilde Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich seiner.

Da erschien Fenner mit den verlorenen Gegenständen und wollte ihn wieder auf den Rücken laden.

„Nein, ich kann mich nicht tragen lassen wie ein kleines Kind; ich will zu gehen versuchen!" trotzte Heinrich. Die Scham besiegte Schwäche und Schmerz; von Fenner gestützt, hinkte er unter Höllenpein etliche hundert Schritte. Er ächzte: „Bis zum Hospiz bringe ich es doch nicht. Was wollen Sie sich weiter mit mir quälen — lassen Sie mich in den Schnee sinken, darin ruhig liegen und zugrunde gehen. An mir ist nicht viel dahin!"

„Da kennen Sie uns Ingenieure schlecht", erwiderte ihm Fenner ruhig. „Ich weiß um Ihren Zustand. Sie haben vom Schrecken das Bergweh. Wir sind auch nicht auf dem Weg nach dem Hospiz, sondern in entgegengesetzter Richtung — nach dem Ritomsee! Nun wir schon so weit sind, geht sich der Paß auf dieser Seite leichter; statt Getrümmer haben wir meist weiche Matten unter den Füßen, und am See liegt eine Hürde mit gutem Heu. Dort können wir nächtigen."

Vor Schmerzen willenlos gehorchte Heinrich seinem Führer. Als sie aber auf schneefreien Boden kamen, verließ ihn wieder die Fassung; ein Weinkrampf und Schüttelfrost rüttelte ihn; er sank zusammen. Eine Weile ließ ihn Fenner liegen; dann kroch er zu ihm hin und versuchte ihn wieder auf den Rücken zu bekommen. Er trug ihn wieder ein Stück; plötzlich aber löste sich Landsiedel von ihm ab. „Ich will nicht getragen sein; lieber lasse ich mich totschlagen", schrie er eigensinnig.

„Dann müssen Sie gehen — auf keinen Fall lasse ich Sie liegen!" widersprach der Topograph.

Und wirklich ging Heinrich wieder.

Schier endlos zog sich der Weg in die Tiefe. Hie und da unterbrach der Ingenieur sein Schweigen mit einer abgerissenen Bemerkung: „Der See von Ladagno — die Sterne spiegeln sich darin!" und bei einer Kapelle: „Val Piora mit dem Ritomsee!"

Ja, Heinrich sah ein unbestimmtes glänzendes Etwas.

Sie schritten den Uferwiesen entlang; ein Viertelstündchen später versetzte Fenner: „Und hier rechts ist die Hürde." — Mit einem kleinen Kunstgriff öffnete er die Tür, die mit einem Querholz verriegelt war, machte Licht, sah sich um und rief: „Gottlob, Heu genug! Ich hatte schon Bange, es sei vielleicht fortgetragen worden!" Er nahm einen Armvoll, streute es auf den gangartigen, leeren Teil des Bodens hin, stets mehr, bis sich ein kniehohes Lager gebildet hatte. „So, mein armer Landsiedel, nun legen Sie sich! Den Halskragen will ich Ihnen abnehmen; ich ziehe Ihnen auch die Schuhe aus; Sie ruhen besser!"

Der zum Tod ermattete ließ es sich gefallen wie ein Kind, das von der Mutter besorgt wird. Er streckte sich mit dem wunden Leib auf das Heu; über ihn schüttelte Fenner noch mehr, so viel, daß der arme Mensch darunter kaum mehr zu entdecken war, stieß es von den Seiten fest und ließ dem Gebetteten nur um das Gesicht Raum und Luft. Nachdenklich betrachtete er ihn. Dann sagte er: „Wir waren beide leichtsinnig; man kommt nicht nur aus dem Kolleg und springt ins Hochgebirge hinauf! Daß ich bei dieser Torheit mitgeholfen habe, tut mir leid; aber es war in der Freude. Noch leider tut es mir, daß ich Sie früh am Morgen verlassen muß; ich bin überzeugt, Freund Schwarz schließt wegen meines Ausbleibens die ganze Nacht kein Auge. Wenn möglich rennt er beim ersten Tagschein bergab mich zu suchen, findet wohl meinen Rucksack, denkt, ich sei verunglückt — was für heillose Verwirrungen können entstehen — ich muß früh morgens zurück! — Gute Nacht, Landsiedel!"

Mit sich selber machte er weniger Umstände als mit Heinrich; er löschte das Licht und wühlte sich ins Heu.

Fortsetzung folgt.

Der Mann mit dem Privileg

Eine Kriminalgeschichte von Herrmann Otfried

Der Importeur in Le Havre hielt die Karte in der Hand. „René Masselin jr.", las er, darunter den Namen einer mittelfranzösischen Industriestadt.

„Habe ich", wandte er sich seinem Besuche zu, „etwa die Ehre, den Herrn Sohn des bekannten Woll-Industriellen . . .?" Und, als dieser bejahte, sichtlich freundlich und mit Freuden: Sehr willkommen, Herr Masselin, sehr willkommen! Ich kenne Ihren Herrn Vater persönlich. Vor Jahren, gelegentlich einer Nordlandreise, stellte mich ihm ein gemeinsamer Bekannter vor, es war in Bergen; später sahen wir uns zufällig in Genf wieder. Ja, ich entsinne mich, er sprach von seinem Sohne, der, noch jung, in guter Position im Auslande sei; er sei tüchtig und mache sich."

„Zu viel Ehre, Herr Dufour, wirklich!" wehrte der andere bescheiden ab. „Aber es ist schon so, es erfordert heute viel, firm zu sein auf einem Gebiete wie dem unsrigen. Einblick, gründlichsten Einblick zu tun in das Wesen der Konkurrenz, das halte ich für notwendig. Drum schlage ich mich auch immer noch mit Kunstwolle herum, sehen Sie, — weil ich's ein Leben lang mit Wolle werde halten müssen. Um darauf zu kommen, Herr Dufour: man weiß von Ihnen, daß Sie eine gute Baumwolle handeln. Ich habe einen Abnehmer auf dem Balkan, galizischer Jude, guter Kunde. Vertragsgemäß hätte Lieferung schon seit Wochen erfolgen sollen. Ein Cherbourger Importeur, Haus von Ruf, war mir verpflichtet. Das Auflaufen eines Schiffes, Sie entsinnen sich, damals der Sturm in Biskaya, brachte uns beide in Verlegenheit. Der Jude mahnt fortgesetzt, droht mit Klage wegen der Verzögerung . . . Haben Sie Vorräte, Herr Dufour? Wir müssen schnell handeln. So? Also, schlage ich vor, lassen Sie uns gleich hinausfahren in die Speicher; ich hoffe, wir kommen zum Ergebnis. Fünfhundert Doppelballen sind es insgesamt, wenn wir hundert oder zweihundert heute noch auf den Weg bringen könnten, wäre es gut . . ."

Man besichtigte die Ware in den riesigen Speichern am Hafen. Der junge Kaufmann, nach mancherlei Bemängelung der Qualität und der Preise, entschloß sich: Details hinsichtlich Lieferung, Abnahme und Zahlung wurden besprochen. Man vereinbarte: Dufour sollte für prompte Verladung sorgen; der andere übernahm die Verhandlung mit der Bahn betreffend pünktlicher Gestellung der Waggons.

„Regulierung, Herr Dufour", fügte der Abnehmer hinzu, „erfolgt unmittelbar bei Lieferung. Eines noch: es ist immerhin eine Summe, dreihunderttausend mag sie gerade überschreiten. Gestern abend in Paris, eigentlich schon in der Nacht, nahm ich eine Zahlung entgegen, noch um etliches höher als diese. Gelegenheit, das Geld unterzubringen, bot sich nicht mehr, eine Stunde später ging mein Zug, mir blieb nichts als die Barscheine mit mir zu tragen. Heute vormittag, auf dem Wege zur Bank, fiel mir ein, daß es vielleicht Ihnen, falls wir zum Abschluß kommen würden, auch angenehm sein möchte, bares Geld zu sehen. Bargeld, Herr Dufour, ist immerhin etwas wert gegenwärtig. Sie werden mir entgegenkommen und einen angemessenen Skonto gewähren . . ."

Man begab sich zurück in den Wagen, saß dann wieder im Privatbüro des Importeurs; bei einem Glase weißen Bordeaux und einer selbsteingeführten Brasil diktierte man, sich abwechselnd ins Wort fallend, einer Sekretärin den Vertrag. Der Käufer der Ware bat noch um eine Proformarechnung, um in seinem Hotel die ungefähre Summe zurechtlegen zu können. Dann trennte man sich, jeder in bester Laune, weil er ein gutes Geschäft gemacht zu haben glaubte.

Der junge Kaufmann, aus dem Lifte des Handelshauses auf die Straße tretend, blickte sich wie unentschlossen im Großstadtgetriebe um, mietete eine Taxe und fuhr — zur Banque Commerciale de Paris. Wieder, wie eine Stunde zuvor bei dem Kaufherrn, wurde er jetzt vom Generaldirektor, dank des klingenden Namens auf seiner Karte, unverzüglich und sehr höflich empfangen und nach einigen Formalitäten, dem Rufe eines Hauses wie des der Masselin Rechnung tragend, von dem Finanzgewaltigen nach seinem Begehr gefragt.

„Ich komme, Herr Generaldirektor", ließ er sich in das ihm angebotene Fauteuil nieder, „mit einem dringenden Auftrage. Ich habe soeben einen nicht unbedeutenden Abschluß in argentinischer Baumwolle getätigt. Sozusagen ein Zufall. Der Importeur mußte Bestände abstoßen; ich kann die Ware gerade gebrauchen. Der Importeur, unter uns, befindet sich in fataler Situation. Sie würden mich zu viel fragen, Herr Direktor, obgleich ich's Ihnen zum Teil erklären könnte —: der Mann braucht erstens Geld, zweitens muß es bares Geld sein, und drittens eilt es sehr. Diese Umstände, Sie werden das begreifen, habe ich mir zunutze gemacht. Hier, wenn ich bitten darf, die Verträge nebst vorläufiger Rechnung — falls Sie Interesse haben!"

Er überreichte die kurz vorher im Büro des Importeurs ausgefertigten Papiere zur Einsichtnahme.

„Bombengeschäft, Herr Masselin!" zollte der Bankmann ehrlich seine Anerkennung. „Gratuliere! Ueber die Preise, wissen Sie, bin ich ja nicht im Bilde. Aber das sind Objekte. Allen Respekt, junger Herr! — Also, womit kann ich dienen?"

„Es ist jetzt wenige Minuten vor elf, Herr Generaldirektor. Um drei Uhr am Nachmittag muß ich, laut Vertrag, die Ware abnehmen und volle Zahlung leisten. Können Sie mir, ich gebe einen Scheck auf meine Heimatbank, es ist die Banque Lyonnaise, diesen Scheck bis zu genanntem Zeitpunkte am Frühnachmittag zur Auszahlung bringen? Mit andern Worten: ist der Apparat der Banque Commerciale de Paris hinreichend organisiert, um, ich gebe das zu, in solch außergewöhnlich knapper Zeit über das Inordnunggehen der Zahlungsanweisung Information zu schaffen?"

„Also, bester Herr Masselin", gab der Generaldirektor zur Antwort, „Ihre kaufmännische Gewandtheit in Ehren! Ich bewundere den — ohne zu schmeicheln! — Elan, mit dem Sie zu handeln verstehen. Es liegt wohl im Blute, der alte Herr hat es nicht von ungefähr zur führenden Stellung in der Wirtschaft gebracht. Aber über die Möglichkeiten bei uns — Sie entschuldigen wohl, Verehrtester! — sind Sie nicht so ganz auf dem laufenden." Damit ergriff er den Hörer des Telephons: „Hallo, dort die Zentrale? Generalienbüro hier. Melden Sie sofort Lyon an! Banque Lyonnaise. Dringend!" Und, den Hörer vom Ohre nehmend, zu seinem Gegenüber, der, sein Scheckbuch vor sich, im Begriffe stand, ein Formular auszuschreiben: „Moment, Herr Masselin! Haben Sie nicht dort auf dem Hefte die Telephonnummer?" — „Bitte sehr!" entgegnete dieser, reichte die Umschlagseite des Scheckbuches hinüber; jener schrie, Ziffer für Ziffer genau, die aufgedruckte Rufnummer der mittelfranzösischen Bank seiner Zentralstelle zu.

Sich bequem in den Sessel zurücklegend, jovial, wohlwollend lächelnd, seiner Ueberlegenheit als Matador der Hochfinanz gegenüber diesem Sprößling einer durchaus angesehenen, wohlhabenden Kaufmannsfamilie sehr wohl sich bewußt, plauderte er:

„Also passen Sie auf, lieber Herr Masselin! Jetzt ist es Glockenschlag elf. Das Ferngespräch wird eine halbe, schlimmstenfalls eine Stunde auf sich warten lassen. In der Mittagszeit, sagen wir um halb eins, würden Sie, wenn ich bitten darf, sich nochmals herbemühen. Ihr Scheck geht dann in Ordnung. Sie zahlen nichts als ein halbes Promill Provision. Damit Sie einen Begriff bekommen, was die Banque Commerciale de Paris zu leisten vermag. — Also nachher sehen wir uns wohl noch. Im übrigen grüßen Sie, wenn Sie heimkommen, den Herrn Vater! Er kennt mich. Ich war vor fündundzwanzig, dreißig Jahren Volontär bei einer kleinen Bank in Orléans, als Ihr alter Herr sich in einem Handelshause ebendort als Einkäufer betätigte . . ."

Nach nicht langer Zeit, der Generaldirektor war in der Berechnung veränderter Kursenwerte vertieft, wurde ihm das Gespräch gemeldet.

„So? Banque Lyonnaise dort? Hier Banque Commerciale de Paris, Generalienbüro. Ihren Herrn Bevollmächtigten, bitte! . . . Allo! Generaldirektor hier. Guten Tag! Ja, schon richtig, von hier aus wurde angerufen. Sie führen ein Konto für Herrn Masselin, René Masselin, wohlverstanden: für den Herrn Junior. Hat uns einen Scheck hereingegeben, dreimal hunderttausend! . . . Kann ausbezahlt werden? Wir können Sie belasten? So? . . . Sehr erfreut, sehr erfreut. Freilich, freilich, Name des Vaters hat bedeutenden Ruf, Sohn zudem sehr intelligent. Immerhin, schon der Ordnung halber. Also gut, das Papier geht Ihnen über unsere Pariser Zentrale umgehend zu . . . So? Danke, werde ausrichten. War mir ein Vergnügen. Schluß."

Zur verabredeten Zeit fand sich der Scheckgeber wieder bei der Banque Commerciale de Paris, diesmal im Schalterraume der Kasse, ein.

„Sie wünschen, mein Herr?" fragte ihn der Kassier.

„Ich reichte am Vormittag einen Scheck herein, verhandelte mit dem Herrn Generaldirektor; um diese Zeit wurde mir Auszahlung zugesagt."

„Wenn ich fragen darf: einen Scheck auf . . .? Und Ihren Namen bitte?"

„Auf Lyon. Masselin mein Name, René Masselin."

„Ah, sehr angenehm, Herr Masselin. Bereits vor einer Stunde wurde ich vom Generalchef verständigt, daß der Scheck in Ordnung gehe. Sie möchten die Güte haben, nach der Auszahlung noch im Generalienbüro vorzusprechen. Bitte, hier, zur gefälligen Unterschrift!"

Der eine zeichnete das Scheckformular auf der Rückseite ruhig, läßig; der andere zahlte unterdessen dreihundert und einige große Tausendfrankenscheine auf das Zahlbrett.

Mit der vollendeten Geste eines Grandseigneurs strich jener das Papiergeld zusammen, barg es in seiner Brieftasche, mit einer halben, kaum bedachten Verbeugung zu dem Kassier hin.

„Allo, allo, Herr Massilin!" rief da, in seiner jovialen Art, der Generaldirektor und streckte, nähertretend, seinem neuen Kunde die Rechte hin: „Also lieber Freund, was habe ich gesagt? Habe ich zu viel versprochen? Ein knappes halbes Stündchen waren Sie fort, da meldete sich Lyon. Uebrigens, einen Gruß soll ich ausrichten von . . .na, wie heißt doch der Herr dort bei der Lyoner, Direktor oder Prokurist . . ."

„Ach, vom Herrn Berthin?"

„Richtig, Berthin. Er wünscht Ihnen gute Geschäfte in Le Havre. Gestern abend hat man Sie beim Bridge vermißt. Geht's nun gleich wieder zurück in die Heimat?"

„Weiß noch nicht, Herr Direktor. Wahrscheinlich nicht. Werde wohl noch einen kleinen Abstecher ins Ausland machen müssen."

„Eh bien!" nickte, wieder sehr jovial, der Bankmann. „Junge Herren Ihres Schlages reisen gerne, ob nötig oder nicht — Verzeihung, Herr Masselin, bei Ihnen, bei Ihren Talenten als Kaufmann, setze ich freilich voraus, daß es immer auch notwendig ist. Sagen wir, Sie sind zu intelligent, um nicht stets auch das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Nicht so?"

„Sie reden eine merkwürdige Sprache, Herr Generaldirektor", lächelte verbindlich der Jüngere.

„Tun Sie das immer! Wissen Sie das Schicksal setzt schließlich einmal allem jugendlichen Uebermute die Grenze. Der eine nimmt's freiwillig, der andere weniger freiwillig, und wieder ein anderer lehnt sich hart dagegen auf. Immer in dem Maße, wie zuvor von Uebermut die Rede war."

„Herr Generaldirektor, Sie reden eine sehr merkwürdige Sprache. Aber, sehen Sie, ich bin stark genug — zu jung vielleicht, würden Sie sagen, — um, was mich betrifft, nicht an „Schicksal" zu glauben. Nur mich selbst, als Ausnahme, verstehen Sie. Der Starke macht das, was für andere „Schicksal" ist, dank seiner Stärke zu nichte."

„Holla, holla!" lachte, im tiefsten Brusttone, der Direktor. „Also, ich will nichts gesagt haben. Erstens, weil Sie wirklich noch jung sind — das soll eigentlich als Manko gelten —; zum andern aber, und dies mag durchaus zu Ihren Gunsten sprechen: weil eben Sie es sind, Herr . . . Masselin. Wir wollen abwarten, was uns die Zeit lehrt. Also viel Glück! Hals- und Beinbruch! — wie der Sportler sagt. Und Sie sind ja wohl Sportsmann . . ."

Drei Tage später — solange dauerte es, bis jener Scheck seine Bezogene, die Banque Lyonnaise in Lyon, erreichte — — drei Tage später setzte zwischen dieser Bank und jener andern, der Pariser Commercialen in Le Havre, ein Krieg ein. Die Lyoner verwahrte sich, merkwürdigerweise, ganz entschieden gegen die Behauptung der in Le Havre, mit ihr ein Ferngespräch gehabt zu haben, und bestritt vor allem, ein Konto des Herrn René Masselin, Sohn des Lyoner Großindustriellen, zu führen; während anderseits der Generaldirektor in Le Havre sich darauf versteifte, er habe sowohl das Gespräch persönlich anmelden lassen als auch dann, als es gekommen, vom Bevollmächtigten Herrn Berthin, den es tatsächlich an der Banque Lyonnaise gab, den Auftrag zur Auszahlung des Schecks persönlich und direkt entgegengenommen.

Bald dämmerte aber doch beiderseits, daß man einem gewiegten Hochstapler ins Garn gegangen war — wenngleich man sich vergebens fragte, wie dieser ihnen die Schlinge eigentlich gelegt haben mochte. Die Kriminalbehörde wurde beauftragt, die Sache zu klären; es blieb vorerst alles ein Rätsel. Herr René Masselin jr. in Lyon war nachweislich während der fraglichen Tage nicht in Le Havre gewesen und hatte auch äußerlich mit dem Scheckgeber keine Aehnlichkeit. Der Steckbrief gegen den Unbekannten ging hinaus in alle Welt, erste Kriminalisten aller großen Städte und Länder verbanden sich zu gemeinsamer Arbeit; es wollte kein Licht in das Dunkel kommen. Und schier als ein Beispiel von unerhörter Ueberlegenheit des Betrügers über die Gesellschaft nahm man es, als dem Herrn Generaldirektor in Le Havre eines Tages eine Ansichtskarte aus Arona, mit dem Stempel der dortigen Postanstalt, zuflog mit folgendem Wortlaut:

„Verehrtester Herr Direktor, Sie redeten eine merkwürdige Sprache und wußten es nicht. Wer aber stark genug ist, der bleibt jung. Glauben Sie nun, daß ich das Privileg habe, „Schicksal" illusorisch zu machen?" —

Schicksal aber geht unbeirrt seinen Weg. Es läßt sich auch vom vermeintlich Stärksten nicht bezwingen, wer das wähnt, beweist damit seine Schwäche. Stark ist nur, wer stets bestrebt ist, den Willen seines Schicksals zu erkennen, und demgemäß sich ihm unterordnet.

Es war ganz einfach gewesen. Der Mann hatte seinen Komplicen gehabt, welcher seinerseits aus der Telephonzelle eines Lyoner Hotels sich mit der Pariser Commercialbank in Le Havre hatte verbinden lassen. Der Generaldirektor konnte das nicht wissen. Wie ihm ja auch unbekannt war, daß Pseudo-Masselin beim Hinausgehen, unmittelbar nach seinem Besuche bei ihm, in eine Telephonzelle der Bank getreten war und im Namen dieser Bank das soeben angemeldete Ferngespräch wieder abgemeldet hatte. So ergab sich denn, daß der Direktor in Le Havre ein Gespräch geführt hatte, welches, wie er glaubte, von ihm selbst, in Wahrheit jedoch von Lyon aus angemeldet worden war. Der angebliche Bevollmächtigte Berthin war in Wirklichkeit eben der Komplice gewesen. Das Scheckbuch, woraus das Formular in Le Havre gegeben worden war, hatte sich der Betrüger auf einfache Weise bei der Bank in Lyon erschwindelt unter dem Vorgeben, er sei Handlungsgehilfe in einer Wollfabrik am Platze und wolle sich ein Konto einrichten lassen.

Und es ging, wie es immer geht: der Betrüger hatte seinen eigenen Helfer betrogen. Dieser, von Aerger, Haß und Jähzorn hingerissen, verriet zuerst jenen und am Ende sich selbst. Er machte die Behörde auf einige interne Triebmäßigkeiten seines gewesenen Freundes aufmerksam, auf dessen Spielleidenschaft und Beziehungen zu einer gewissen fragwürdigen Frau. Und siehe da: nach weitern zwei Tagen, als der Hochstapler an einem späten Abend, jene Frau am Arme, den Spielsaal im Kasino zu Monte Carlo verließ, legte sich ihm im Widerscheine der Portallampen hart eine Hand auf die Schulter. Er war verhaftet.

Er leugnete alle Schuld, leugnete vor allem, identisch zu sein mit jenem alias Masselin, den man als Verbrecher verfolge. Erst eine Gegenüberstellung mit dem Generaldirektor in Le Havre ließ ihn sein Spiel endgültig als verloren erkennen.

„Eh bien, Herr . . .", sagte der Finanzmann, auch jetzt noch jovial, doch nicht mehr ohne Ironie, zu ihm, „Herr . . ., ja, wie Sie eigentlich heißen, das zu erfahren, mag die Arbeit anderer bleiben. Also, daß ausgerechnet Sie der sind, der Gesetzmäßigkeiten des Schicksals zerbrechen kann, — das Privileg gebe ich Ihnen nicht. Schicksal, wissen Sie, setzt immer, irgendwann einmal, allem jugendlichen Uebermute die Grenze. Der eine duldet's freiwillig, ein anderer lehnt sich unsinnig dagegen auf. Jeweils in dem Maße, wie er zuvor übermütig war."